

# Rauhe Hände - ein gütig Herz

Autor(en): **Schwendener-Egli, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 24

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645355>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen Freund getroffen und von jenem Tag an sei es mit ihm aufwärts gegangen. Allerdings besitze er eben auch die zweite unerlässliche Voraussetzung: Courage. Rücksichtsloser Mut gehöre dazu und keine Limonadenseele. . . Er warf einen Blick nach Peter, den dieser genau spürte, ohne ihn in der Dunkelheit zu sehen. Er fühlte sich gekränkt, da der andere an seinem Mut zu zweifeln schien. Schon hatte er es auf der Zunge, stolz zu berichten, dass er bereits einmal als grüner Junge hinter Schloss und Riegel sass, dass er seine Papiere fälschen musste, um nur bis hierher zu kommen, dass ihm also auch ein Pratschinsky etwas Rechtes zutrauen dürfe. . .

„Nun, auf diesem Gebiet kann ich mit allerhand aufwarten“, begann er protzig, unterbrach sich jedoch selbst erschrocken, da es ihm im gleichen Augenblick eiskalt über den Rücken lief, er sei daran sich zu verraten, ehe er die letzte Kontrolle, die es bei der Einfahrt bestimmt geben musste, überstanden hatte. Dazu kannte er den Polen viel zu wenig, um ihm derart wichtige Dinge anzuvertrauen. Wenn der Kerl ein Geheimagent wäre. . . ? Obwohl er ihm gerne einen Schlag für die Limonadenseele versetzt hätte, schwang er vermissen. Er unterdrückte den Widerwillen, den Hass, der gegen Pratschinsky in ihm aufzusteige, ebenso gründlich, wie er den Wunsch zu plaudern soeben unterdrückt hatte. . .

Pratschinsky tat übrigens so, als beachte er es gar nicht, dass Peter seinen angefangenen Satz nie zu Ende redete. Nach kurzer Zeit eines Missmutes meinte er wohlwollend verächtlich: „Ich weiss, ich weiss — auch ein Schweizer ist nicht unbedingt aus Milchsokolade hergestellt. Man hat wohl daheim das und jenes geleistet, sonst würde man gar nie ans Auswandern gedacht haben. . . hehe. . . Hier allerdings genügen kleine Dinge wie „das und jenes“ nicht mehr. . .“

Zum mindesten könne sich Peter glücklich schätzen, dass ein Stamslus Pratschinsky — man nenne ihn unter Pfarrkindern übrigens einfach Prat — Gefallen an ihm gefunden habe. Mit Zeit und Gelegenheit werde sich das Weitere geben. Und jetzt möchte er schlafen gehen. Man sehe sich ja auf dem verdammten Kahn früh genug wieder, da man wie Hunde in denselben engen Stall eingesperrt sei und sich nicht meiden könne, selbst wenn man gerne wollte. Sein Schweizer Landsmann Schmid oder wie er heisse, der Rothaarige sei übrigens ein Esel, trotzdem er im Spiel manchmal ein unverdientes, kleines Glück habe. . . Kleines Glück nur, grinst Prat, liess Peter unvermittelt stehen und stieg die enge, hell erleuchtete Treppe ins Schiffsinnere hinab.

Peter wandte sich noch einmal nach dem Bug der „France“. Er spürte ein eigentümlich starkes Bedürfnis, einige tiefe Züge zu tun und seine Lungen mit frischer, salziger Luft zu füllen, als müsse er einen üblen Geruch, den Prat um sich

verbreitete, loswerden. Und doch hätte er nicht sagen können, dass das Parfum, das der Pole zu verwenden schien, übertrieben stark und widerlich riechen würde. Herbe Cameliën. . . nannte es Prat.

Als er den Vorhang zurückschob, der die offene Kabinettüre vom schmalen Gang trennte, hörte er das sich überschneidende verschiedene schnelle Atmen der beiden Schlafenden: Grossvater Frei und Standslaus Pratschinsky. . .

Am nächsten Morgen fand Trini, die wie üblich beizeiten ihren Liegestuhl nach einer geschützten Ecke schob, dichten Nebel über dem nassglänzenden Deck. Jetzt begriff sie den dumpfen Ruf, den sie beim Erwachen drunten in der Kabine vernommen hatte. Hier klang er laut, heiser, unheimlich. Das Schiff meldete sich, schöpfte kurz Atem und rief warnend von neuem sein dunkles Huhn! Trini schaute fröstelnd in die graue, dicke Luft hinaus. Nasse tropfte aus den Seilen und den Masten.

Unschlüssig blieb sie unter der Türe zum offenen Deck stehen. Der Luftzug blies kalt gegen ihre schmalen Körper. Plötzlich ertönte die freundliche Stimme eines Matrosen gerade neben ihr, so nahe, dass Trini ob der Begegnung aus dem Nichts zusammenschrak. . .

„Wir sind in der Nähe der Neufundlandbänke, Mademoiselle, hier gibt es fast immer Regen und Stürme. Der erste Willkommensgruss Amerikas. Mademoiselle wird bedauern, dass die Fahrt bald überstanden ist. . .“

Trini zögerte: „bedauern. . . ? Warum denn?“

Der sehnlige, von der Sonne gebräunte Bursche war soeben aus dem Mastkorb hinuntergestiegen über die lange, schwankende Strickleiter. Trini hatte bei gutem Wetter seiner halbschweren Kletterei oft zugehört. Sie erkannte sein fröhliches, junges Gesicht wieder, dessen durchsichtig graue Bretonenaugen sie anzublitzten. Sie fragte ihn erstaunt, wie man, ohne etwas zu sehen, den Weg aus dem Mastkorb überhaupt zurückfinden vermöge? Das musste eine kitzlige Sache sein. . .

Er lachte mit seinem schmalen Mund, dass Trini die ganze Reihe der spitzen, kleinen, eng ineinandergeschobenen Zähne entdeckte: „allerdings eine kitzlige Sache! Ein Fehltritt und man bricht sich die Glieder auf den tief unten liegenden Deck. Sollte das Schiff dazu noch tüchtig rollen, verschwindet man im Wasser, ein Frühstück für den hungrigen Haifisch. . .“

Als er sah, wie Trini erschrocken den

Kopf schüttelte, glänzten seine Spitzbubenaugen noch heller: „nur keine Angst, Mademoiselle, man kennt seinen Beruf. Man würde den Weg zum Mastkorb und zurück sogar bei Sturm mit geschlossenen Augen finden!“

„Oho. . .“ meinte Trini, die sich nicht verblüffen liess.

„Aber natürlich“, versicherte der Bursche mit dem ernstesten Gesicht. Dann eilte er über das nasse, glatte Deck, um in den, beim Bug vorne angebrachten Matrosenquartieren zu verschwinden.

### RAUHE HÄNDE — ein gütig Herz

Vor einem Dutzend Jahren war es als das Babeli von der Prada in die Stadt Babeli hatte acht Geschwister, und allen gab das kleine Paradieschen weder Arbeit noch Brot. Da dem Babeli gar nicht mehr die Hände reichten, um die Mutter zu ernähren, beschloss er, seinen Schatz — den Poppa-Theophilus — zu verkaufen, um die Mutter zu ernähren. Die beiden hätten gerne je einen je lieber geheiratet, aber das hatten sie nicht, weil sie zu jung waren. Babeli hatte, waren sie vernünftig genug, mit dem Hochzeitspaar noch zu warten. Trini hoffte, mit Hilfe und Hüten schön zu verdienen. Babeli wollte sich in der Stadt ein Aussteuer verdienen. Bis sie heute so weit waren, würde allerdings noch viel Wasser den Rhein hinunterfliessen.

Babeli war ihrer Herrschaft eine treue Magd. Sie war fleissig und morgens früh bis spät in die Nacht. Sie kochte, rüstete das Gewand, spülte das Geschirr. Sie kochte, rüstete die Böden, klopfte die Teppiche, rieb das Parkett, bis es glänzte wie ein Spiegel. Babeli rieb die Wäsche, wusch und scheuerte, und ihre Hände waren rau und rissig. . .

„Rühr' mich nicht an“, meinte einmal die fünfjährige Hortense, die

Sekunden nur sah Trini seinen Schatten, den der Nebel im Nu aufzog. Da kehrte sie ins Schiffsinnere zurück, suchte ein Schreibtischchen im kleinen Salon hinter dem Rauchzimmer der Männer. Noch war kein anderer Passagier zu treffen. Ein Schiffsjunge putzte eifrig die Messingknöpfe und Messingstangen der Türen.

Trini kramte aus ihrer Tasche Papiere hervor, rechnete, überprüfte zum sovietischen Male das kleine Kapital, das der Familie über die ersten Wochen in Newyork hinweghelfen sollte. Es war erschreckend bescheiden für vier Leute, kaum das erforderliche Minimum. Aber Trini wusste vom Hörensagen, dass in jeder Grossstadt billige Lebensmöglichkeiten aufzutreiben seien. Dazu besass sie ein festes Vertrauen in ihre eigene Kraft. Das Lob, das ihr ihr Chef der Firma gespendet hatte, war wohl verdient, sie wusste es. (Fortsetzung folgt)

### Suschen ist allein zu Hause!

Es geschieht oft, dass wenn die Mama weg ist, um schnell eine Kommission zu machen, die kleinen 'Zuhausebleiber' die Gelegenheit benützen, um etwas zu leisten, was sonst nicht erlaubt ist. Nun hier bei unserem Suschen war es diesmal nicht grad so schlimm, aber nach dem Gesichte von 3. Bild hatte Papi doch mit ihm geschimpft. Nun wollen wir sehen, wie es sich mit dem Telefon aussieht! — —



Suschen ist's Mama weg, und so will ich schnell Papi aufleben!



Hallo, Papi! Da ist Susi! Ja, ich bin allein!



Oha! der Papi schimpft mit mir, ich alleine aufgelegt habe!



Suschen ist er wieder gut, und sag mir, ich solle noch braten, bis Mama wieder kommt!



Und ein Schokolädchen bekomme ich auch noch, das ist aber fein, ode Papi!

Sind ihrer Herrschaft. „Du hast ja raue Hände.“ Babeli, das Kinder gar sehr liebte, sah diese Worte weh. Kamen denn die rauhen Hände nicht von ihrer Mutter für die Metzgerleute? Waren die rauhen Hände wüst, abtossend? Waren raue Hände nicht vielmehr etwas, das man achten sollte, auf die sie stolz sein konnte? Babeli konnte gar nicht verstehen, dass ihre vernünftigen Hände nicht liebkosend streichen sollten. Aber sie versuchte es nicht. Hortensens Freundschaft zu gewinnen.

Schon zwei Jahre war Babeli bei den gleichen Herrschaft im Dienst. Hortense, das Kind, rümpfte, je älter sie wurde, um so mehr, das Näschen über die rauhen Hände der Magd. Auch sprach es oft sehr geringschätzig über die Dienerin. „Nur die rauhen Hände der Magd.“

Doch es kam die Zeit, wo die rauhen Hände pflegen liess, was Hortense sich willig von Babeli, als sie an Gehirnhautekrankheit erkrankte. Wieviel besser, die rauhen Hände der Magd die Schmerzen zu lindern als die gepflegten, aber

unerfahrenen ihrer Mama! Die siedernde Hortense wurde viel ruhiger, wenn Babelis Hände auf ihrer heissen Stirn lagen. Und als es mit dem Tod zu kämpfen gab, da wusste die Hände der Magd sich auch bittend im Gebet zu falten.

Hortense genas, aber sie blieb ein armes Ding, schwach am Körper, schwach am Geist. Die vornehmen Eltern schämten sich ihres schwachsinnigen, gebrechlichen Kindes, und sie überliessen es mehr und mehr dem Babeli.

Als der Poppa-Theophilus eines schönen Tages sein Babeli besuchen kam, ihm erklärte, dass er sich nun genug Geld erspart habe für etwas Hausrat, Werkzeug und ein paar Geissen, und dass sie nun heiraten könnten, da erschrank sowohl Babeli wie dessen Herrschaft. „Was soll aus der armen Hortense werden?“, das war aller Sorge. Nach kurzem Besinnen wurde man einig, dass das schwache Kind zu den jungen Eheleuten in das Haus am Berg ziehen solle. Seither lebt Hortense in der Poppa. Sie wird dort wie ein Eigenes gehalten. Und Hortense scheute nie mehr Babelis rauhe Hände — sie fühlt nur noch deren gütiges Herz. M. Schwendener-Egli

**Unnutzi Tuschig**  
Federico

Sangi Jit han i mi lüfter wülle v'ischpfe.  
Gang befer wülle ih, als das i cigelt bi.  
So gmeint, i bruch de Sündenfoto nume j'berdrehje.  
Um wieder es ufgedüsig Angeli s'bi!

So erchtig a mjne Sclieder um g'riebe.  
Dob me emel de ja e lei Dead dranne g'ien.  
Die grösste Glade berstetich mit Scheide.  
J der Steinig, dab Petrus um uf da Eym g'ohi!

Es het mi begreifflich de jäuberdeli luntet.  
Eben i so g'ieh, dab sie Hüte müll nitet.  
Ne nume troef' hinget ihu Bart füllertret:  
„G'ieh nid g'ieh, biß hingerefer um no berstetüß!“

J mjner Angli han i de wülle umgehre,  
Da rüeft er mir frandli: „Nei, jez biß nume do.  
Eim kouf im Dead da me v'eyrhig nid bewechte.  
Gang lüber ihf ja no e lei Feinjige do!“